

Der Mensch kam aus dem Wasser!?

Blickt der bekannte englische Anthropologe Richard Leaky zurück in die Menschheitsgeschichte, sieht er "eine gähnende Leere". Dort klafft nämlich eine fossile Lücke von 5-6 Mill. Jahren. Die spärlichen Knochenfunde, die man nur mit viel Fantasie und mehreren Buntstiften zu einem Ramapithecus aufmotzen kann, sind rund 9 Mill. Jahre alt. Hinter dieser etwas zweifelhaften Aufführung mit einem behaarten Etwas in der Hauptrolle senkt sich der eiserne Vorhang der Geschichte. Erst 5 Mill. Jahre später betritt der eindeutig zweifüßige Australopithecus die Bühne. Er ist schon Mensch, zweifellos. Doch was geschah in diesen 5 Mill. Jahren?

Die schlaunen Genetiker tänzeln mit einem eleganten Sidestep an dieser historischen Grauzone vorbei, bandeln lieber gleich mit den Primaten an und trüben manchem Zeitgenossen durch ihre mathematische Geschichtschirurgie das Bewusstsein, dass 1,2% genetischer Abstand in der richtigen Welt sehr viel sind. Die "Unterschiede zw. Mensch und Schimpansen" schreibt die britische Wissenschaftsautorin Elaine Morgan, "sind erstaunlicher als die Ähnlichkeiten". Niemand kann die acht strukturellen Unterscheidungsmerkmale bzgl. Skelett, Muskeln, Haut, Körperbehaarung, Fortbewegung, Gehirn, Spracherwerb und Sprachgebrauch achtlos beiseite schieben.

Unter unseren Ahnen müssen schwere evolutionäre Wetter getobt haben, deren Ausläufer nicht bis zu Schimpansen und Gorillas gelangten. Anders lassen sich die physischen Abweichungen nicht erklären. Stellt sich die Frage:

Was hat den Menschen zum Menschen gemacht ?

Zur Beantwortung dieser Frage sammelten ganze Forschergenerationen biologische und ethnologische Indizien, über deren Beweiskraft sich herrlich streiten lässt. Heraus kamen mehrere Interpretationen jener Vorgänge, die letztlich zur Menschwerdung beitrugen. Am bekanntesten davon ist die Savannentheorie. Sie besagt stark vereinfacht, dass aufgrund zunehmender Trockenheit (Eiszeit) die Urwälder schrumpften und deshalb einige Affen aus den Wipfeln der Bäume in die Grassteppe abgedrängt wurden. Dort waren die klimatischen Bedingungen anders und trockener vor allem, weshalb die Affen ihre Speisezettel umstellten. Es gab immer häufiger Fleisch. Das machte die Männchen zu Jägern, denen es wegen ihres Fells auf der Hatz mächtig warm wurde. Also, Haare runter!

Zweite Folge des neuartigen Rudeltriebes beim Jagen: die verbale Abstimmung der Horde darüber, wie die begehrte Beute am besten zur Strecke zu bringen sei. Der veränderte Lebensraum beförderte darüber hinaus den aufrechten Gang, sonst hätte der kleine Kerl im Gras wohl die Übersicht verloren.

Die neueste Theorie handelt vom aquatischen Affen. Der englische Anthropologe Jonathan Kingdon stuft dieses vorgeschichtliche Puzzle vom "Wasseraffen" zwar als ziemlich "exzentrisch" ein, kann sich aber der starken Anziehungskraft des genialischen Wurfs nicht ganz entziehen.

Die Hypothese: Zur Zeit der fossilen Lücke überschwemmte das Meer weite Landstriche im Norden von Afrika. Waldgebiete wurden vom übrigen Kontinent abgetrennt. Es entstanden Inseln und Marschen, auf denen die dort vorkommende Affenpopulation sich an ein mehr oder weniger schwimmendes Dasein gewöhnen musste. Dies war der erste evolutionäre Schock, der das Wachstum des Gehirns anschob. Das Wasser sank wieder, der Wasseraffe kehrte nach 1,5-3,0 Mill. Jahren als Australopithecus zwangsweise an Land zurück und fand Anschluss an die Hauptströmung des afrikanischen Lebens. Dies war der zweite evolutionäre Schock, der die kleinen grauen Zellen erneut in Wallung brachte, schließlich reklamieren Fachleute immer wieder den Zusammenhang zw. differenzierter werdenden Bewegungsorganen und der Größe des Gehirns.

Was könnte komplizierter sein, als ins Wasser geworfen zu werden und dann an Land wieder zu Kreuze kriechen zu müssen? Die beiden Medien verlangen ein völlig eigenes Bewegungsrepertoire!

Diesen Geistesblitz hatte der britische Zoologe Sir Alister Hardy im April 1960. Der Oxfordprofessor hielt es für sehr wahrscheinlich, dass ein "primitiver Menschenaffenstamm ... ins Wasser gedrängt" wurde. Woher sonst könne der Mensch "schwimmen wie ein Frosch"? Zudem gebe es "in der Tat wenige Gruppen, die nicht irgendwann im Laufe der Evolution ihre Vertreter im Wasser hatten".

Auf die Idee, "dass der Mensch mehr als fünf oder sechs Stunden am Stück im Wasser verbrachte", kam Hardy, als er Walfänger beobachtete, die einen Wal zerlegten. Ihm fiel dessen subkutane Fettschicht auf,

die auch wir haben. Dieses Unterhautfettgewebe unterscheidet uns unter anderem von unseren Primatenbrüdern. Rückschluss: Unser Urahn muss mindestens 50% seiner Zeit im nassen Element zugebracht haben. Damit würde er sich durchaus in guter Gesellschaft befinden, war er doch nicht der einzige und schon gar nicht der erste Säuger, der ein Leben ohne Balken bevorzugte. Vor ca. 80 Mill. Jahren emigrierten die ersten Landsäuger: die nachmaligen Wale. Im Abstand von 30 Mill. Jahren folgten ihnen welche aus der Sippschaft der Elefanten, und aus Huftieren wurden Seekühe. Seebären und Walrösser entsprangen vor 25-30 Mill. Jahren dem Spross der bärenähnlichen Fleischfresser. Sie alle legten sich an der Innenseite der Haut eine Fettschicht zur besseren Wärmedämmung zu. Gleichzeitig gingen ihnen die Haare aus. Die saugen sich nur unnötig voll, isolieren im Wasser obendrein schlechter und beeinträchtigen das schwerelose Dahingleiten. So müssen wir uns die Geburtsstunde des nackten Affen vorstellen, wie Desmond Morris den Menschen titulierte. Eine insofern falsche Bezeichnung, als wir pro Quadratmeter Haut ebensoviele Haarfollikel (Drüsen) wie Schimpansen haben.

Um diese nicht nur für Menschenaffen außergewöhnliche Nacktheit zu erklären, bieten die Savannentheoretiker abstruse Ausführungen dar. Weil unser Altvorderer jagend umherstreifte und es in der Savanne weniger Schatten als im Dschungel gab, entledigte er sich seines Haarkleides. Angeblich fröstelte er sodann und ersann die Fettschicht, die ihm wiederum die Hitze ins Gesicht trieb. Jetzt mussten Schweißdrüsen her, entgegen jeder Vernunft. Bei einer Temperatur von 38°C verliert ein heutiger Mensch 28 Liter Flüssigkeit und dadurch bis zu 15% der körpereigenen Salzreserven. Ein geradezu selbstmörderischer Wirkungsgrad in einem Gebiet, in dem das lebenspendende Nass nicht aus dem Wasserhahn tropft. Dieses "unangebrachte Hautentblößungsprojekt"(Morgan) machte aus dem Homo sapiens einen Homo transpirierens. Und das ohne offensichtliche evolutionäre Not, da sich Haare als Thermostat ja wesentlich besser eignen als die nackte Haut. Geht man zum Beispiel einem Merinoschaf bei 30°C an die Wolle, steigt die Temperatur auf dessen Haut um 3 Grad an, die Anzahl der Atemzüge verdoppelt sich. Verwunderlich zudem, warum Frau Primat mehr Haare lassen musste als er, obwohl doch er angeblich die schweißtreibenden Übungen absolvierte und sich überdies an Muttern die Babys anklammern.. Bei Schimpansen ist das "Abfallen von der Mutter" immerhin die Haupttodesursache, beobachtete Jane Goodall. Dass den Damen die Haare aus erotischen Gründen ausfielen, wie Charles Darwin mutmaßte, wirkt ebenfalls nicht sonderlich überzeugend, denn "wir haben keinen Grund zu der Annahme, dass ein enthaarter Schimpanse oder eine kahle Fledermaus von ihresgleichen als Zierde angesehen würde", lästert die Autorin Morgan. Ihr Resümee: "Praktisch alle heute auf der Welt vorkommenden unbehaarten Säuger sind entweder im Wasser lebende oder sich suhlende Tiere oder weisen deutliche Anzeichen dafür auf, dass sie von im Wasser lebenden oder sich suhlenden Tieren abstammen." Folglich dient der Fettmantel bei landlebenden Säugetieren weniger als Mantel sondern vielmehr als Energiedepot. Wirklich Sinn macht das Ding nur im Wasser. Dort isoliert es. Dort sorgt es für günstige "c-Werte". Als Landlebewesen ist unser Viech eine glatte Fehlbesetzung, das alle zoo- und ökologischen Regieregeln missachtet.

Nehmen wir uns nun noch den aufrechten Gang vor. Was hat uns wohl bewogen, uns auf die Hinterbeine zu stellen und ohne Unterlass im 90-Grad-Winkel zur Erde herumzulatschen? Unsere kaputten Bandscheiben nützen doch bestenfalls dem behandelnden Arzt. Wir seien schneller geworden, argumentieren die Gralshüter der Savannentheorie, außerdem falle das Gehen leichter, vom Tragen von Werkzeug und Waffe ganz zu schweigen. Falls der rechte Winkel, den wir inzwischen abonniert haben, ein echter Vorteil ist, warum hat sich dann "kein Säuger ... auf der Savanne oder sonstwo dafür entschieden", fragt Morgan spitz. Weiter hält sie dagegen,

- dass der Energieverbrauch gleich ist, der Zweibeiner jedoch langsamer,

- dass der Zweibeiner jeder Statik spottet und

- dass auch der Menschenaffe kein Problem hat, kleine Gegenstände herumzutragen.

Der aufrechte Gang erfreut also lediglich den Feldweibel bei der Grundausbildung im Kasernenhof, ansonsten ist er an Land. Quatsch. An Land! Im Wasser richten sich die Seeotter auf und die Seehunde

(bis zu 30 Minuten). Wahrscheinlich hat ihn sich unser Wasseraffe ebenfalls dort angewöhnt. Vorsichtig watete er immer weiter hinein in die Brühe, bis sie ihm Oberkante Unterlippe stand. Das zog eine gewisse Hochnäsigkeit nach sich, mit der er kein großes Risiko einging - im Wasser fällt man auch aus der Vertikalen weniger leicht um und wenn, dann eher sanft. Verliert der Wasseraffe doch einmal den Boden unter den Füßen, genügt ein leichtes Wassertreten, und der Kopf bleibt oben. Auf diese Weise

veränderte sich der Beckengürtel allmählich, bis er dem des Seehundes ähnlicher und ähnlicher wurde. Noch in einem zweiten Punkt können wir uns als echte Abweichler fühlen: Wir sprechen! Warum sprechen wir? Es heißt allgemein, damit wir diverse Werkzeuge anfertigen und mit diesen dann gemeinsam auf die Großwildjagd gehen konnten, musste die schlechte Kommunikation entscheidend verbessert werden. Doch diese Karte sticht nicht. Löwe oder Wolf ziehen ebenfalls im Rudel los, ohne vorher den Duden zu konsultieren. Und einfacher ist es ja sicher auch nicht, jemandem in anfangs sicher primitiven Worten zu erklären, wie er einen Faustkeil anfertigen soll, als es ihm schlicht und ergreifend zu zeigen. Warum sprechen wir also? In der blauen Lagune verduften die Duftnoten sehr rasch, und wer herumschwimmt oder taucht, hat wenig Zeit, mit Händen und Füßen zu reden. Der Ton macht die Musik.

Wale singen Liebeslieder, Delphine bauen auf Echowellen. Für uns gilt das gesprochene Wort, auf das unser Klangspektrum geeicht ist. Wir hören zwar nur bis zu 24000 Hz (Schimpansen bis 33000 Hz), aber dafür die Stimmen unserer Mitmenschen außergewöhnlich fein. Dazu wirkt unser beim Tauchen hochgeklapptes Gaumensegel wie ein Damm. Es hindert evtl. einströmendes Wasser daran, die Lungenflügel zu fluten.

Fazit: Demnach sind wir nur im Wasser keine Wundertiere, und das von der ersten Minute unseres Erlebens an. Die Natur hat uns mit einem wärmenden Fett ausgestattet, das außerdem wie ein Schwimmreifen wirkt. Wir verfügen über einen Tauchreflex, der unseren Herzschlag herabsetzt und unser Herzminutenvolumen vermindert. Mit etwas Glück können wir knapp 40 Minuten ohne Sauerstoff ausharren ohne zu verblöden, und im zarten Alter von 9 Wochen löst der Schwimm- den Klammerreflex ab. Wo bleiben da die übrigen Primaten?! Außer dem Nasenaffen sind sie allesamt wasserscheu! Aller Anschein spricht dafür. Aller Anschein würde außerdem unsere Vorliebe für Bäche, Flüsse, Meere und Seen erklären und unsere neuerliche Lust, unter Wasser zu gebären oder uns gar in sterilen Hallenbädern oder an vollen Stränden zu aalen.

Die Pharaonen benutzten Boote für ihre Reisen ins Jenseits, die Steingräber von Bornholm sind schiffsförmig, und die skandinavischen Felsbilder zeigen Ahnenboote. Über den Begriff Kirchenschiff denken wir nicht weiter nach, aber vielleicht spiegelt sich auch in ihm das mythologische Gedächtnis des Menschen wider. Ein Wunder wäre es nicht.

Wir sind Wasser: unser Blut zu 83, unser Körper zu 70%, und an all unseren Stoffwechselfvorgängen ist Wasser ebenfalls beteiligt.

aus "Abenteuer Natur" 01/96, leicht bearbeitet